

Brot

Die riesige zweiflügelige Tür ging auf, und der Austeiler trat in die Etappenbaracke. Er erschien in einem breiten Streifen Morgenlicht, das der blaue Schnee reflektierte. Zweitausend Augen schauten ihn von allen Seiten an: von unten, unter den Pritschen hervor, von geradeaus, von der Seite und von oben, von der Höhe der vierstöckigen Pritschen herab, wohin auf der Leiter hochstieg, wer die Kräfte noch hatte. Heute war Heringstag, und hinter dem Austeiler wurde ein riesiges Sperrholztablett hergetragen, das sich unter einem Berg von Heringshälften bog. Hinter dem Tablett lief der Aufseher vom Dienst im weißen, sonnengleich glänzenden kurzen Außenschafspelz. Der Hering wurde morgens ausgegeben, jeden zweiten Tag eine Hälfte. Welche Berechnungen von Eiweiß und Kalorien hier angestellt wurden, das wußte niemand, und es interessierte sich auch niemand für solche Scholastik. Im Flüsterton wiederholten Hunderte Leute ein und dasselbe Wort: Schwänze. Irgendein weiser Chef hatte mit Rücksicht auf die Psychologie der Häftlinge verfügt, zur gleichen Zeit entweder nur Heringsköpfe oder nur Schwänze auszugeben. Die Vorzüge beider waren hundertfach erörtert: an den Schwänzen, so schien es, war mehr Fischfleisch, doch dafür spendete der Kopf mehr Befriedigung. Der Prozeß der Nahrungsaufnahme dauerte fort, solange man die Kiemen ablutschte und den Fischkopf aussog. Der Hering wurde unausgenommen verteilt, und das wurde von allen begrüßt: denn man aß ihn samt allen Gräten und Haut. Doch das Bedauern, daß es heute kein Fischkopf war, blitzte auf und war verschwunden: Die Schwänze waren eine Gegebenheit, ein Faktum. Außerdem näherte sich das Tablett, und jetzt kam der aufregendste Moment: welche Größe hat das Stück, das man bekommt, tauschen konnte man ja nicht, protestieren auch nicht, alles war eine Sache des Glücks, der Karten in diesem Spiel mit dem Hunger. Der Mensch, der die Heringe irgendwie in Portionen schneidet, versteht nicht immer (oder hat es einfach vergessen), daß zehn Gramm mehr oder weniger – zehn Gramm, die dem Auge wie zehn Gramm erscheinen – zu einem Drama führen können, vielleicht zu einem blutigen Drama. Von den Tränen gar nicht zu reden. Tränen sind häufig, sie verstehen alle, und über Weinende lacht man nicht.

Während der Austeiler näherkam, rechnete sich jeder schon aus, welches Stück genau ihm diese gleichgültige Hand hinhalten würde. Jeder hatte noch Zeit, sich zu grämen, sich zu freuen, sich auf ein Wunder einzustellen oder an den Rand der Verzweiflung zu geraten, wenn er sich in seinen eiligen Berechnungen geirrt hatte. So mancher konnte seine Aufregung nicht beherrschen, er kneift die Augen zusammen, um sie erst dann zu öffnen, wenn der Austeiler ihn anstößt und ihm die Heringsportion hinhält. Dann, während er den Hering mit den schmutzigen Fingern packt, ihn schnell und behutsam streichelt und drückt, um festzustellen,

ob er eine trockene oder fette Portion erhalten hat (übrigens sind die ochotskischen Heringe nicht fett, und diese Bewegung der Finger war ebenfalls die Erwartung eines Wunders), kann er nicht anders, als mit schnellem Blick die Hände seiner Nachbarn zu überfliegen, die ebenfalls ihr Heringsstückchen streicheln und kneten, aus Angst, dieses winzige Schwänzchen zu eilig zu verschlingen. Er ißt den Hering nicht, er leckt, er beleckt ihn, und das Schwänzchen verschwindet allmählich aus den Fingern. Bleiben die Gräten, und vorsichtig kaut er die Gräten, kaut sie behutsam, und die Gräten zergehen und sind verschwunden. Dann macht er sich an das Brot – die fünfhundert Gramm für den ganzen Tag werden am Morgen ausgegeben –, er bricht immer ein winziges Stückchen ab und steckt es in den Mund. Das Brot essen alle sofort, so kann es niemand stehlen und niemand wegnehmen, und man schafft es auch nicht, es aufzusparen. Nur darf man sich nicht beeilen, darf kein Wasser dazu trinken, darf nicht kauen. Man muß es lutschen, wie Zucker, wie ein Bonbon. Dann kann man den Becher Tee nehmen, lauwarmes Wasser, geschwärzt mit gebrannter Rinde.

Gegessen der Hering, gegessen das Brot, getrunken der Tee. Gleich wird es heiß und man möchte nirgends hingehen, möchte sich hinlegen, doch man muß sich schon anziehen – die zerlumpte Weste überziehen, die deine Decke war, mit Bindfäden die Sohlen unter die zerrissenen gesteppten *Watteburki* binden, unter die Stiefel, die dein Kopfkissen waren, und man muß sich beeilen, denn die Türen sind wieder weit geöffnet, und hinter dem Stacheldrahtzaun um den kleinen Hof stehen Begleitposten und Hunde...

Wir sind in Quarantäne, in Typhusquarantäne, doch man läßt uns nicht faul herumliegen. Man treibt uns zur Arbeit, nicht nach Listen, man zählt einfach am Tor Fünfergruppen ab. Es gibt eine Methode, eine ziemlich verlässliche, jeden Tag an eine verhältnismäßig lohnende Arbeit zu kommen. Man braucht nur Geduld und Ausdauer. Eine lohnende Arbeit ist immer die, wohin wenig Leute geschickt werden: zwei, drei, vier. Eine Arbeit, wohin zwanzig, dreißig, hundert geschickt werden, das ist schwere Arbeit, meistens Erdarbeiten. Und obwohl man dem Häftling niemals im voraus die Einsatzorte bekanntgibt, erfährt er sie schon auf dem Weg, und Glück in dieser schrecklichen Lotterie haben die Menschen mit Geduld. Man muß sich nach hinten verdrücken, in fremde Reihen, sich abseits halten und dann nach vorn stürzen, wenn eine kleine Gruppe zusammengestellt wird. Bei den großen Trupps aber sind das lohnendste Gemüsesortieren im Lagerhaus, die Brotfabrik, kurz, all jene Orte, wo die Arbeit mit Essen verbunden ist, künftigem oder fertigem, dort gibt es immer Reste, Abfälle, Krümel von Eßbarem.

Wir traten an und wurden durch die schmutzige April-Straße geführt. Die Stiefel der Begleitposten patschten munter durch die Pfützen. Wir durften innerhalb der Stadtgrenzen den Verband nicht auflösen – niemand ging um die Pfützen herum. Die Füße wurden naß, doch wir achteten nicht darauf, wir hatten keine Angst vor Erkältungen. Wir hatten uns schon tausend Mal erkältet, und das Schrecklichste, was dabei passieren konnte – zum Beispiel eine Lungenentzündung –, hätte ins ersehnte Krankenhaus geführt. Durch die Reihen ging

abgehacktes Geflüster:

„In die Brotfabrik, hörst du, in die Brotfabrik!“

Es gibt Leute, die ewig alles wissen und alles erraten. Es gibt auch solche, die in allem das Beste sehen wollen, und ihr sanguinisches Temperament findet in der schwierigsten Lage immer eine Formel des Einverständnisses mit dem Leben. Für andere dagegen entwickeln sich die Ereignisse immer zum Schlechteren, und auf jede Verbesserung reagieren sie skeptisch, wie auf ein Versäumnis des Schicksals. Und dieser Unterschied in den Einstellungen hat wenig mit der persönlichen Erfahrung zu tun: er ist sozusagen in der Kindheit gegeben, fürs ganze Leben...

Unsere kühnsten Hoffnungen hatten sich erfüllt, wir standen vor den Toren der Brotfabrik. Zwanzig Personen, die Hände in die Ärmel gesteckt, traten auf der Stelle, die Rücken dem durchdringenden Wind zugewandt. Die Begleitposten gingen beiseite und steckten sich eine Papirossa an. Aus der kleinen, ins Tor geschnittenen Tür kam ein Mann ohne Mütze, im blauen Kittel. Er sprach mit den Begleitposten und trat zu uns. Langsam ließ er den Blick über alle wandern. Die Kolyma macht jeden zum Psychologen, und er mußte in einem Moment sehr viel erfassen. Unter den zwanzig zerlumpten Gestalten mußte er zwei auswählen für die Arbeit drinnen in der Brotfabrik, in den Werkhallen. Diese Leute mußten kräftiger sein als die übrigen, damit sie die Tragen mit dem Ziegelbruch schleppen konnten, der nach dem Umsetzen des Ofens geblieben war. Sie durften keine Diebe sein, keine Ganoven, denn sonst geht der Arbeitstag drauf für alle möglichen Treffen, die Übergabe von „Kassibern“, von Zettelchen, und nicht für die Arbeit. Sie durften die Grenze noch nicht erreicht haben, jenseits derer der Hunger jeden zum Dieb macht, denn in den Werkhallen würde sie niemand bewachen. Es durfte keine Fluchtgefahr bestehen. Es durfte ...

Und all das mußte aus den zwanzig Häftlingsgesichtern in einem Moment herausgelesen, es mußte sofort gewählt und entschieden werden.

„Du kommst mit“, sagte mir der Mensch ohne Mütze. „Und du“, er tippte meinen sommersprossigen allwissenden Nachbarn an. „Die beiden nehme ich“, sagte er dem Begleitposten.

„In Ordnung“, sagte der gleichgültig.

Neidische Blicke begleiteten uns.

Beim Menschen arbeiten niemals alle fünf Sinne zugleich in voller Intensität. Ich höre das Radio nicht, wenn ich aufmerksam lese. Die Zeilen springen mir vor den Augen, wenn ich eine Radiosendung anhöre, obwohl der Automatismus des Lesens erhalten bleibt, meine Augen folgen den Zeilen, und plötzlich zeigt sich, daß ich vom eben Gelesenen nichts mehr weiß. Dasselbe geschieht, wenn man beim Lesen an etwas anderes denkt, - hier sind schon innere Schalter am Werk. Die Redensart - beim Essen bin ich taub und stumm - kennt jeder. Man

könnte hinzufügen: „und blind“, denn die Funktion des Auges beschränkt sich bei solchem Essen mit Appetit auf die Unterstützung der geschmacklichen Wahrnehmung. Wenn ich tief im Schrank mit der Hand etwas suche und die Wahrnehmung in den Fingerspitzen lokalisiert ist, sehe und höre ich nichts, alles ist durch die Anstrengung des Tastsinns verdrängt. So stand ich auch jetzt, als ich die Schwelle der Brotfabrik überschritten hatte, und sah weder die mitfühlenden und wohlwollenden Gesichter der Arbeiter (hier arbeiteten sowohl ehemalige als auch gegenwärtige Häftlinge), noch hörte ich die Worte des Meisters, des schon bekannten Manns ohne Mütze, der uns erklärte, wir sollten Ziegelbruch auf die Straße hinausschleppen, nicht durch die anderen Werkhallen laufen und nicht stehlen, er würde uns auch so Brot geben – ich hörte nichts. Ich spürte auch nicht die Hitze in der Werkhalle, die Wärme, nach der sich der Körper über den langen Winter so gesehnt hatte.

Ich sog den Brotgeruch ein, das satte Aroma der Laibe, wo sich der Duft von heißem Fett mit dem Duft von geröstetem Mehl verband. Eine winzige Spur dieses alles übertreffenden Aromas fing ich gierig jeden Morgen auf, die Nase an die Rinde der noch ungegessenen Ration gedrückt. Hier aber war es in aller Satttheit und Stärke, und mir war, als zerrisse es meine armen Nasenlöcher.

Der Meister unterbrach die Bezauberung.

„Kannst dich nicht sattsehen“, sagte er. „Gehen wir ins Kesselhaus.“

Wir stiegen in den Keller hinab. Im sauber gefegten Kesselhaus saß mein Partner schon am Tisch des Heizers. Der Heizer, in einem ebensolchen blauen Kittel wie der Meister, rauchte am Ofen, und durch die Öffnungen in der Gußeisentür der Feuerung war zu sehen, wie sich die Flamme darin umherwarf und sprühte – mal rot, mal gelb, und die Kesselwände zitterten und brummten von den Zuckungen des Feuers.

Der Meister stellte einen Teekanne und einen Becher mit Marmelade auf den Tisch und legte einen Laib Weißbrot hin.

„Gib ihnen zu trinken“, sagte er dem Heizer. „Ich komme in etwa zwanzig Minuten. Nur trödelt nicht, beeilt euch. Am Abend bekommt ihr noch einmal Brot, brecht es in Stücke, sonst nimmt man es euch im Lager ab.“

Der Meister ging.

„Schau an, die Kanaille“, sagte der Heizer und drehte den Laib in den Händen. „Das dreißiger war ihm zu schade, dem Dreckskerl. Na, warte.“

Und er lief dem Meister hinterher, kurz darauf war er wieder da und warf einen anderen Brotlaib in die Höhe.

„Noch warm“, sagte er und warf den Laib dem sommersprossigen Jungen zu. „Aus dreißiger. Da wollte er euch mit halbweißem abspeisen! Gib mal her.“ Und der Heizer griff sich den Laib, den der Meister uns dagelassen hatte, riß die Kesseltür auf und schleuderte den Laib in das

tönende, heulende Feuer. „So“, sagte er fröhlich und drehte sich zu uns um.

„Warum denn das“, sagte ich, „wir hätten es lieber mitgenommen“.

„Zum Mitnehmen geben wir euch noch“, sagte der Heizer.

Weder ich, noch der sommersprossige Junge konnten das Brot durchbrechen.

„Hast du vielleicht ein Messer?“, fragten wir den Heizer.

„Nein. Wozu denn ein Messer?“

Der Heizer nahm das Brot in beide Hände und brach es mühelos durch. Heißer aromatischer Dampf stieg aus dem zerbrochenen Laib. Der Heizer tippte mit dem Finger auf die Krume.

„Bäckt gut, der Fedka, bravo!“, lobte er.

Doch wir hatten nicht die Zeit, zu forschen, wer dieser Fedka war. Wir machten uns ans Essen und verbrannten uns am Brot genauso wie am kochenden Wasser, in das wir die Marmelade rührten. Heißer Schweiß lief in Strömen an uns herab. Wir beeilten uns – der Meister kam uns holen.

Er hatte schon eine Trage gebracht und sie zu einem Haufen Ziegelbruch geschleppt, hatte Schaufeln gebracht und selbst den ersten Kasten gefüllt. Wir gingen an die Arbeit. Und sofort war klar, daß die Trage zu schleppen unsere Kräfte überstieg, sie dehnte die Sehnen, die Hand wurde plötzlich schwach, verlor alle Kraft. Uns wurde schwindlig, wir taumelten. Die nächste Trage belud ich, aber nur mit der halben Last.

„Das reicht, das reicht“, sagte der sommersprossige Junge. Er war noch blasser als ich, oder die Sommersprossen unterstrichen seine Blässe.

„Ruht euch aus, Jungs“, sagte ein vorbeikommender Bäcker fröhlich und keineswegs spöttisch, und ergeben setzten wir uns zum Ausruhen hin. Der Meister kam vorbei, aber sagte nichts.

Nach der Ruhepause machten wir uns wieder an die Arbeit, doch nach jeder zweiten Trage setzten wir uns wieder – der Schutthaufen nahm nicht ab.

„Raucht eine, Jungs“, sagte derselbe Bäcker, der wieder erschien.

„Wir haben keinen Tabak.“

„Na, ich gebe euch jedem für eine Selbstgedrehte. Ihr müßt nur rausgehen. Hier darf man nicht rauchen.“

Wir teilten die Machorka, und jeder rauchte seine Papirossa – ein längst vergessener Luxus. Ich nahm ein paar langsame Züge, dann löschte ich die Papirossa behutsam mit dem Finger, wickelte sie in ein Papierchen und steckte sie mir ins Hemd.

„Du hast recht“, sagte der sommersprossige Junge. „Daran hätte ich gar nicht gedacht.“

Bis zur Mittagspause hatten wir uns so eingewöhnt, daß wir auch einen Blick in die Nebenräume werfen konnten, wo die gleichen Backöfen standen. Überall kamen unter Kreischen eiserne Formen und Bleche aus den Öfen, und auf den Gestellen lag überall Brot, Brot. Von Zeit zu Zeit fuhr eine Lore auf Rädern heran, das gebackene Brot wurde aufgeladen und irgendwohin gebracht, nur nicht dorthin, wohin wir am Abend zurückkehren mußten – es war weißes Brot.

Im großen gitterlosen Fenster war zu sehen, daß die Sonne vor dem Untergang stand. Durch die Tür kam ein kalter Luftzug. Der Meister erschien.

„So, macht Schluß. Laßt die Trage auf dem Schutt. Ihr habt wenig geschafft. Den Haufen schleppt ihr auch in einer Woche nicht weg, ihr emsigen Arbeiter.“

Wir bekamen je einen Laib Brot, brachen ihn in Stücke und stopften uns die Taschen voll... Aber wieviel konnte in unsere Taschen passen?

„Steck es direkt in die Hose“, kommandierte der sommersprossige Junge.

Wir gingen hinaus in den kalten abendlichen Hof – der Trupp war schon angetreten –, man brachte uns zurück. Bei der Lagerwache wurden wir nicht durchsucht – niemand trug das Brot in der Hand. Ich nahm meinen Platz ein, teilte das mitgebrachte Brot mit den Nachbarn, legte mich hin und schlief ein, sobald meine nassen, eiskalten Füße warm waren.

Die ganze Nacht zogen vor meinen Augen Brotlaibe vorüber und das mutwillige Gesicht des Heizers, der das Brot in den flammenden Schlund der Feuerung warf.

1956

Warlam Schalamow
Durch den Schnee. Erzählungen aus Kolyma I

Aus dem Russischen von Gabriele Leupold
Herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von Franziska Thun-Hohenstein
342 Seiten, gebunden mit Schutzumschlag
ISBN 978-3-88221-600-4, August 2007
Matthes & Seitz Berlin Verlag
€ 22,80 / CHF 40,50